

Meine Tätigkeit allgemein:

Ich verbrachte meine zwei Praktikumswochen in einer Wohngruppe für geistig behinderte Frauen. Sie waren im Alter von ca. zwanzig bis ungefähr fünfzig Jahren.

Meine Aufgaben bestanden vor allem in der Beschäftigung, dem Kontakt mit den Bewohnerinnen. Leichte Arbeiten, die im alltäglichen Leben anfallen (Tisch decken, Spülmaschine ausräumen, Essenswagen wegfahren etc.) nahmen einen geringen Teil meiner Zeit in Anspruch.

Die Arbeit war in Schichten aufgeteilt; ich arbeitete vorwiegend im Spätdienst, da die Bewohnerinnen allesamt bis nachmittags entweder in den Werkstätten oder in der Tagesförderstätte waren. So arbeitete ich grundsätzlich immer von 15:00 Uhr bis 21:00 Uhr. Am letzten Tag arbeitete ich, da ich zur Abschlussveranstaltung in die Schule musste, einmal in der Frühschicht. Hier half ich beim Vorbereiten des Frühstücks.

Typischerweise kam ich also um 15 Uhr auf Gruppe „Adelheid“ an. Dann waren die Bewohnerinnen jedoch noch nicht da. Sie trafen so nach und nach gegen 16 Uhr ein. Bis dahin hatte ich jeden Tag ausgiebig Gelegenheit, mich mit den Mitarbeiterinnen auszutauschen. Ich erlebte diese immer als hilfsbereit, lustig, aufgeschlossen und nett. Sie waren stets auf das Wohl ihrer Bewohnerinnen bedacht und waren deren Ansprechpartner und enge Vertraute. Es war allzeit eine fröhliche, angenehme Atmosphäre, was auch dem Humor der Mitarbeiterinnen zu verdanken war.

An einem Tag erlebte ich auch eine sog. Team-Besprechung mit: Diese findet jede Woche statt. Die Mitarbeiterinnen besprechen hier bei einer Tasse Kaffee wichtige Dinge, die dem Wohl der Bewohnerinnen dienen. Man tauscht sich über Geschehnisse der letzten Tage und wichtige Dinge, die die Bewohnerinnen betreffen, aus. Es werden organisatorische Dinge geklärt: Wer fährt mit der einen Bewohnerin zum Zahnarzt? Wer nimmt die andere Bewohnerin mit nach Koblenz, um ein Karnevalskostüm zu kaufen? Welche Bewohnerin wird am Wochenende von ihren Eltern abgeholt und wann? ...

Insgesamt kann man sagen, dass sich alle Mitarbeiterinnen sehr engagiert um die Belange der Behinderten kümmerten. Man kam sich wie in einer großen Familie vor.

Als dann die Bewohnerinnen um 16 Uhr so langsam eintrafen, kam Stimmung auf. Sie hatten alle irgendwelche Geschichten aus den Werkstätten zu berichten.

Meine Praktikumserfahrung im Herz-Jesu-Haus Kühr

Für gewöhnlich ging ich dann so gegen 17 Uhr mit den Frauen und einer Mitarbeiterin durch Niederfell spazieren.

Um 18:00 Uhr gab es Abendessen.

Danach hatte ich noch viel Zeit, mich mit den Bewohnerinnen intensiv zu beschäftigen. Meist bastelten wir. Oder wir hörten Musik und die Damen tanzten dazu. Besonders beliebt war hier der deutsche Schlager. Karnevalslieder und Après-Ski-Hits standen hoch im Kurs.

Oder man unterhielt sich einfach über irgendwelche Dinge vom Tag.

In der Zwischenzeit machten die anderen Mitarbeiterinnen die Bewohnerinnen bettfertig, das heißt sie wuschen sie und halfen ihnen beim Umziehen. Es zeugt wiederum von Respekt gegenüber den Bewohnerinnen, dass sie mich nicht in solch intime Tätigkeiten involviert haben.

Die Frauen gingen selbstständig nach und nach ins Bett; eine festgesetzte Sperrstunde oder etwas in der Art gab es nicht. Manche waren auch noch nach 21:00 Uhr auf und haben ferngesehen.

Nachts hält eine Mitarbeiterin für drei Gruppen Nachtwache. Wenn etwas vorkommen sollte, ist sie da. Um ca. 20:30 Uhr stellt sich die Nachtwache auf jeder Gruppe vor und fragt, ob es irgendwelche Auffälligkeiten gäbe, auf die sie achten müsse.

Nachts wird die Tür von der Gruppe zum Treppenhaus mit einem speziellen Mechanismus so abgeschlossen, dass man zwar noch hinein, aber nicht mehr hinaus kommt. Das ist wichtig, um nächtliche Ausbrüche zu verhindern.

Ich verließ die Gruppe um ca. 21:00 Uhr.

Meine Erfahrungen

Aus Datenschutz-Gründen sind im Folgenden Namen abgewandelt.

Schon am ersten Tag wurde ich nett empfangen. Zunächst hatte ich ein kurzes Gespräch mit dem Bereichsleiter der Wohngruppen Herrn Steffens. Dann stellte er mich einer Mitarbeiterin vor, die mich dann auf die Gruppe führte. Sie erklärte mir alles Grundsätzliche und zeigte mir die Räumlichkeiten. Ich war überrascht, als ich die moderne Einrichtung sah. Es gab ein gemütliches Wohnzimmer mit moderner Couch, einem Fernseher und einem großen Tisch mit Stühlen. Alles war modern und gemütlich eingerichtet.

Die Mitarbeiterin sagte mir, dass sie gespannt sei, wie die Frauen reagieren würden, wenn sie heim kämen. Auch ich war gespannt. Ich war zwar schon oft Behinderten auf der Straße begegnet und scheute den Kontakt nicht, aber trotzdem war ich ein bisschen nervös – aber auch erwartungsfroh.

Gegen 16:00 Uhr trafen die Bewohnerinnen ein. Und – was soll ich sagen – sie waren von Beginn an aufgeschlossen und neugierig, wer ich sei.

Die Mitarbeiterin machte mich mit ihnen bekannt und sofort war eine angenehme Atmosphäre geschaffen. Meine Anwesenheit wurde von den Frauen sehr positiv aufgenommen. Sie waren überhaupt nicht reserviert. Vielmehr erzählten sie mir von der ersten Minute an alle möglichen Stories: von der Werkstatt, von zu Hause, von ihrer Familie ...

Es war schön zu sehen, dass sie mich offensichtlich mochten. Also legte ich auch schnell alle Nervosität ab und unterhielt mich gerne und lange mit ihnen. Von Maria wurde ich gleich gefragt, ob ich ihr Lieblingsspiel „Kniffel“ spielen könne. Da ich das Spiel kannte, spielten wir gleich mal eine Runde. Ich merkte, dass Maria geistig sehr fit war. Also spielte ich ganz normal und wollte sie nicht einfach, wie man das mit kleinen Kindern so macht, gewinnen lassen. Das erste Spiel gewann ich. Und Maria war eine gute Verliererin. Sie sah, wenn auch etwas verärgert ein, dass man nicht immer Glück haben kann. Aber das nächste Spiel gewann dann sie. Und ich ließ sie nicht mit Absicht gewinnen! Sie konnte sehr gut „Kniffel“ spielen und auch die Augen der Würfel zusammenzählen, was mich zu Beginn etwas überraschte. Die nächsten Partien gewann sie alle. Nicht dass sie es nötig gehabt hätte, aber Maria schummelte teilweise sehr dreist. Wenn ich es merkte und darauf bestand, dass man das nicht so machen dürfte, grinste sie mich an und diskutierte mit mir. Aber sie sah es dann doch immer ein, dass es gepuscht war.

Es machte Spaß, mit ihr zu spielen, weil sie eine gute Gegnerin war. Das

„Kniffel“-Spielen wurde an den kommenden Tagen zum Ritual. Ich spielte jeden Tag mit ihr mindestens fünf Partien – und sie gewann tatsächlich fast immer.

Nach dem „Kniffeln“ gingen wir am ersten Tag spazieren. Eine Mitarbeiterin, sieben Bewohnerinnen und ich drehten bei schönem Wetter eine kleine Runde durchs Dorf. Die Mitarbeiterin erklärte mir, dass sie bei schönem Wetter immer mit den Frauen spazieren gehe, weil es ja auch sehr wichtig sei, dass sie mal an die frische Luft kommen. Erstaunt hat es mich, dass mir einige der Bewohnerinnen beim Spazieren sofort die Hand gegeben haben. Ich hatte bald gar nicht genug Hände um den Andrang zu bewältigen. Beim Spazieren hatte ich Zeit mich mit den Frauen zu unterhalten. Sie erzählten mir viel. Nur eine von ihnen konnte nicht sprechen. Sie hieß Hannah. „Hannah ist Autistin“, sagte mir die Mitarbeiterin. Sie gehe sehr gerne spazieren. Auch ich hatte sie vorher schon mehrmals im Ort spazieren gehen sehen. Als wir wieder auf der Gruppe ankamen, wurde mir bewusst, dass sich Hannah durch ihren Autismus ganz anders als die anderen verhält. Zum einen, dass sie nicht redet. Sie hört und versteht jedoch alles was man sagt.

Des Weiteren hat sie einen enormen Ordnungsdrang:

Wenn eine Schranktür offen steht, hat sie das Bedürfnis, sie zu schließen.

Wenn ein Stuhl nicht an den Tisch gerückt ist, muss sie ihn an den Tisch schieben.

Wenn sie etwas stört wirft sie schon mal Geschirr zu Boden. Dies geschah noch an meinem ersten Tag. Da sie sich höchstens mit Gebärdensprache auszudrücken weiß, wirft sie Geschirr, damit auch jeder sieht, dass ihr etwas nicht gefällt.

Mit der Krankheit geht auch ein rigider Kontrollzwang einher. Wenn sie auf die Gruppe kommt, muss sie unbedingt in jedem Zimmer nachsehen, ob alles in Ordnung ist.

Sie hat eine besondere Vorliebe für Kaffeemaschinen. Die Kaffeemaschine auf der Gruppe öffnet sie oft, wenn sie läuft, weil sie das Wasser, was von oben in den Filter hinein läuft, interessiert. Auch wenn sie in den Fenstern anderer Wohngruppen Kaffeemaschinen sieht, steht sie sofort gebannt davor.

Zur Beschäftigung stellen die Mitarbeiterinnen Hannah die Stereoanlage im Wohnzimmer an und setzen sie auf einen Stuhl davor. Hannah schaukelt mit dem Oberkörper im Takt vor und zurück. Wenn Musik läuft, ist sie abgelenkt von ihrem Kontrollzwang.

Eine Mitarbeiterin erzählte mir, dass Hannah schon öfter weggelaufen sei.

Einmal auch nachts. So muss sie nun nachts zum Eigenschutz in ihrem Bett mit einem Bauchgurt fixiert werden.

Da Hannah nicht in einer Behindertenwerkstatt arbeiten kann, geht sie tagsüber in die Tagesförderstätte. Allgemein braucht Hannah einen geregelten Tagesablauf. Den fordert sie sich auch ein. So geht sie zum Beispiel selbstbestimmt um 18:00 Uhr schlafen, auch wenn sie noch gar nicht muss. Der Wunsch nach geregeltem, gleich bleibendem Tagesablauf und der Ordnungszwang sind typisch für Autisten. Hannah nimmt weniger am Leben der Gruppe teil als die anderen; aber sie scheint trotzdem glücklich zu sein. Sie hat ein Einzelzimmer, genau wie Maria. Alle anderen Frauen haben Doppelzimmer. Aber weil Hannah auch nachts des Öfteren schreit, braucht sie ein Einzelzimmer, um die anderen nicht so zu stören.

Insgesamt kann man sagen, dass die anderen Frauen sozialfähiger und selbstständiger sind als Hannah. Sie erledigen kleine Aufgaben im Haushalt (Spülmaschine ausräumen, Tisch decken, Tische nach dem Essen abwischen ...) und räumen ihre Zimmer eigenständig auf.

Am Abend isst Hannah früher als die anderen, da sie um 18:00 Uhr, wenn es eigentlich Abendbrot gibt, schon schlafen will.

Dies wird auch von jedem hier als Selbstverständlichkeit akzeptiert.

Das gemeinsame Abendessen der anderen ist eine nette und gemütliche Angelegenheit. Es gab innerhalb der zwei Wochen viele lustige und interessante Gespräche bei Tisch.

Das lag wohl vor allen Dingen an den Wesensfacetten der Bewohnerinnen. Jede von ihnen hat ihre ganz persönlichen Eigenheiten. Der größte Spaßvogel ist wohl Lisa: Sie ist eine der ältesten, um die fünfzig Jahre alt. Besonders gerne mag sie ihren Plüsch-Eisbären Balu genannt „Balüchen“. Ihn nimmt sie überall mit hin. Als eine Mitarbeiterin ihrem Balu eine Latzhose gehäkelt hatte, war Lisa besonders glücklich. Sowieso erzählt sie sehr gerne und viel. Besonders interessant sind ihre Geschichten über die von ihr so abgöttisch verehrten Ordensschwwestern. Lisa schneidet aus der Zeitung „Kührer Echo“ jedes Mal die Bilder der Schwestern aus, rahmt sie ein und hängt sie in ihr Zimmer. Vor allem hat sie eine bestimmte Schwester ins Herz geschlossen. Als diese dann an einem Tag auf die Gruppe kam, um etwas mit einer Mitarbeiterin zu besprechen, war das für Lisa ein absolutes Highlight. Eine Mitarbeiterin erzählte mir noch eine andere Geschichte über Lisa:

Da eine Betreuerin (ca. 30 Jahre alt) von ihrem Mann geschieden ist, wollte Lisa für diese einen neuen Mann suchen. Eines Tages wurde Lisa zur Hochzeit ihres

Meine Praktikumserfahrung im Herz-Jesu-Haus Kühr

Cousins eingeladen. Dort hat sie alle Männer gefragt, ob sie verheiratet seien oder nicht, weil sie für eine Mitarbeiterin einen Mann suchen müsse. Schließlich fand sie jemanden namens Georg, den sie dann in einem Video, das sie von der Hochzeit ihres Cousins mitbrachte, stolz der besagten Mitarbeiterin präsentierte. Diese war nicht besonders angetan von Georg, einem über 60-jährigen vollbärtigen Bayern. Und trotzdem verbreitete Lisa im ganzen Herz-Jesu-Haus das Gerücht, dass die Mitarbeiterin nun von Georg schwanger wäre. Für diese war das ganze besonders peinlich, weil ihre Mutter auch im Herz-Jesu-Haus arbeitete und ihr völlig entrüstet sagte, dass sie es ihr ruhig mitteilen könne, wenn demnächst größere Veränderungen anständen.

So gibt es noch viel mehr lustige Geschichten zu erzählen und von besonderen Fähigkeiten der Bewohnerinnen zu berichten. Carolin zum Beispiel merkt man kaum an, dass sie eine Behinderung hat. Sie kann sich gut ausdrücken und hat zahlreiche soziale Kontakte, auch einen Freund. Sie nimmt Tanzunterricht und übt sich mit einem Mikro in der Hand vor der Stereoanlage im Performen. Sie rockt jeden Abend das Wohnzimmer und die anderen Damen schauen ihr bewundernd zu. Carolin arbeitet auch nicht in einer Behindertenwerkstatt, sondern übernimmt Aufgaben auf dem Gelände der Einrichtung (z.B. im Café „Treff“). Sie ist später eine potentielle Bewohnerin einer Außenwohngemeinschaft. Auch kann es gut sein, dass sie später auf dem ersten Arbeitsmarkt Fuß fasst.

Über jede Frau kann man eine ähnlich interessante Geschichte berichten: Ulrike spielt Flöte und bastelt mit enorm penibler Genauigkeit, die bei nicht Behinderten ihres Gleichen sucht (!), Iris zeichnet den ganzen Tag und Maria ist nicht nur eine hervorragende „Kniffel“-Spielerin sondern auch eine erfolgreiche Schwimmerin.

Meine Erkenntnisse:

Die Praktikumszeit hat mir gezeigt, dass behinderte Menschen unsere Gesellschaft facettenreich machen. Sie sind nicht minder interessant als alle anderen Menschen. Im Gegenteil: Ich habe jede einzelne Bewohnerin – sei es Maria, sei es Hannah, sei es Lisa, sei es Carolin und alle anderen – als vollwertigen Mensch wahrgenommen, der es genauso wie jeder von uns verdient, erfüllt zu leben, anerkannt und geliebt.

Jedes Leben ist lebenswert. Auch – vielleicht sogar besonders – eines in Behinderung. Das heißt nicht, dass ich selbst gerne behindert wäre. Dennoch glaube ich, dass Behinderte sich unter Umständen weniger Sorgen als wir machen, die wir doch oft unnützerweise so pessimistisch in die Zukunft blicken. Die Menschen, die ich in meinem Sozialpraktikum kennengelernt habe, scheinen mir unbeschwerter als so manch anderer in den Tag hinein zu leben. Sie sind absolut ehrlich und geradlinig. Wenn ihnen etwas missfällt, sagen sie es gerade heraus, ohne drum herum zu reden. Daran könnte sich manch einer von uns ein Beispiel nehmen.

Es ist nicht überlegt, wenn Leute sagen, dass geistig Behinderte kein schönes Leben führen können. Diese Leute projizieren ihre eigene Lebenswirklichkeit auf Menschen, deren Realität ihnen selbst jedoch ganz anders erscheint. Von außen betrachtet liegt es nahe zu denken: „Ach, diese armen Menschen. Denen geht es doch lange nicht so gut wie uns gesunden.“

Und doch denke ich, dass diese „armen“, behinderten Menschen, wenn man es ihnen ermöglicht und ihnen hilft, sehrwohl reich sein können an Lebenslust und Fröhlichkeit. Genauso habe ich die Menschen auf Gruppe Adelheid erlebt: fröhlich, zufrieden, glücklich.

Umso befremdlicher war es für mich, als ich just in der Zeit meines Sozialpraktikums eine Diskussion über die „dringende Notwendigkeit“ der Präimplantationsdiagnostik (PID) hörte.

Diese neue Methode ermöglicht es, durch künstliche Befruchtung Embryos zu erzeugen, von denen dann nur ein gesundes der Frau eingepflanzt wird. Damit kann man körperliche und geistige Behinderungen ausschließen.

Das Argument vieler Befürworter ist, dass ein Leben in Behinderung nicht lebenswert sei. Dem kann ich nach meinen Erfahrungen im Sozialpraktikum nur widersprechen.

Es ist anmaßend als Außenstehender zu entscheiden, welches Leben lebenswert und welches dies nicht ist. Das ist eine Frage, die aus meiner Sicht kein Mensch beantworten kann und darf. Eine Antwort steht allein der göttlichen

Transzendenz zu.

Wenn ich darüber nachdenke, dass die Menschen, mit denen ich im Herz-Jesu-Haus zu tun hatte, heute durch eine PID nicht existieren würden, weil man deren Leben im Vorhinein als menschenunwürdig abgestempelt hätte, wird mir schlecht. In diesem Fall hätte man vorschnell geurteilt und ein Urteil über Leben oder Tod zugunsten des Todes entschieden. Mit der Schöpfung ist dies nicht zu vereinbaren. Leben ist einmalig – egal ob in Behinderung oder nicht. Ich denke, dass ein Leben in Behinderung nicht minder bereichernd ist als ein Leben in Nicht-Behinderung.

Mich hat es beeindruckt wie lebensbejahend die Atmosphäre im Herz-Jesu-Haus war. Auch bei meinem Besuch der Einrichtung vor drei Wochen, fühlte ich mich wieder so wie in der Praktikumszeit: willkommen geheißen, aufgenommen und einfach gut. Und da soll einer sagen solche Leben seien es nicht wert, Leben genannt zu werden.

Ich weiß jetzt noch mehr als zuvor, wie schützenswert jedes Leben ist!

Mich überzeugt in dem Zusammenhang das am Anfang beschriebene Leitbild des Hauses. Ich bin fest der Ansicht, dass das Herz-Jesu-Haus ein wichtiger Ort ist, der Menschen, die in unserer leistungsorientierten Welt wohl keinen Platz fänden, ein Zuhause und eine Perspektive gibt.

Allgemein denke ich, dass unsere Gesellschaft offener sein müsste für Integration. Damit meine ich sowohl die Integration von Menschen anderer Herkunft und Religion als auch von behinderten Menschen. Warum sollten sie nicht auch in unserer einen Welt glücklich werden dürfen.

Das ist auch eine Forderung nach mehr sozialem Engagement (Hemmschwellen können nur durch persönlichen Kontakt abgebaut werden) und mehr Toleranz. Man sollte Behinderte besser integrieren und tolerieren, keine Scheu oder gar Abscheu haben und sie als Bereicherung der eigenen Lebenswirklichkeit ansehen.

Ich persönlich empfinde sie nun nach meinem Sozialpraktikum als solche. Ich denke, dass viel mehr Menschen die Gelegenheit nutzen sollten, sich mit geistig Behinderten zu beschäftigen. Auf diese Weise würden so unendlich viele Vorurteile ausgeräumt. Scheu würde genommen und Toleranz würde gewährleistet werden. Und ich habe spätestens jetzt absoluten Respekt vor allen behinderten Menschen.

Außerdem habe ich gelernt, dass man Menschen mit Behinderung nie nach den Krankheiten sortiert in Schubladen stecken darf – eine Schublade Trisomie 21 usw. – so nicht! Zwei Menschen, auch wenn sie die gleiche Krankheit haben,

Meine Praktikumserfahrung im Herz-Jesu-Haus Kühr

immer noch nicht gleichzusetzen. Sie sind stets Individuen. Sie sind beide gleich ernst zu nehmen und zu respektieren, das ist der einzige Punkt, in denen man sie gleichsetzen kann und muss. Jeder Mensch hat Persönlichkeitsrechte.

Wenn ich dies bedenke, dann erinnert mich das ein wenig an die Abschlussveranstaltung des Sozialpraktikums, in der – wie ich finde – teils denunzierende Bilder aus Altenheimen oder Krankenhäusern präsentiert wurden, um zu belustigen.

Noch dazu wurden die Namen der Abgebildeten genannt, und verschiedene intime Dinge aus deren Leben wurden ausgeplaudert, die der Sache nicht dienlich sind und keinen Außenstehenden etwas angehen. Aus diesem Grund habe ich die Namen der Bewohnerinnen verfremdet und keine Bilder machen dürfen. Dies halte ich auch von Seiten der Einrichtung, die viel Wert auf Datenschutz und Persönlichkeitsrechte der Bewohner legt, für verantwortungsbewusst. Für die nächste Abschlussveranstaltung würde ich mir wünschen, dass größeres Augenmerk darauf gelegt wird, dass keine bloßstellenden Bilder mehr gezeigt und keine Namen mehr genannt werden dürfen.

Mein Fazit:

Ich halte es für äußerst sinnvoll und notwendig, in der Jahrgangsstufe 10 ein Sozialpraktikum zu absolvieren. Es ist interessant und wichtig, Einblicke in Lebenssituationen, die so different von den unsrigen sind, zu erhalten.

Nur durch die Beschäftigung mit Menschen, denen es im Leben anders ergeht als uns, erhält man einen Blick in Bereiche der Realität, die uns ansonsten verborgen blieben. Ich denke, dass es zum sozialen Reifeprozess dazugehört, solche Erfahrungen zu machen.

Ich selbst nehme aus dem Sozialpraktikum mit, dass in mir nun noch fester verankert ist, dass jedes Leben lebens- und schützenswert ist.

Ich bin dankbar für die gemachten Erfahrungen und dafür, dass ich so viele tolle Menschen kennenlernen durfte, die mir in den zwei Wochen wirklich sehr ans Herz gewachsen sind. In der Zwischenzeit habe ich sie auch noch einmal besucht. Auch hier bin ich wieder extrem herzlich aufgenommen worden. Es war ganz sicher nicht mein letzter Besuch auf Gruppe Adelheid. Der einzige Kritikpunkt den ich äußern möchte ist, dass man, wie bereits genannt, darauf achten sollte, dass bei der Abschlussveranstaltung keine denunzierenden, die Persönlichkeitsrechte der Menschen verletzenden Inhalte präsentiert werden. Insgesamt ist das Sozialpraktikum für mich jedoch sehr gut verlaufen. Ich halte es für sinnvoll und in seiner Form für ausgezeichnet.